

VORWORT

Der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg schrieb zum „Identität ist noch nirgends vom Himmel gefallen“ (Süddeutsche Zeitung vom 12. Mai 2005) einen Artikel, der ein Einleitungssatz für Kerstin Heins Buch über „hybride Identitäten“ gelesen werden kann: „Zum Glück hat der Mensch schon als Individuum keine scharfen Ränder. Identität ist eine plastische Größe; jeder von uns lebt mit mehreren Hüten und kann seine Loyalität verteilen, ohne sie oder sich zu verraten.“ In diesem Artikel geht es um die Dekonstruktion von homogenen Vorstellungen von kultureller Identität und um ein Plädoyer für die Anerkennung der kulturellen Vielfalt als Reichtum. Die Betonung dieses nicht gerade originellen Gedankens zeigt, dass er noch immer nicht zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Die Unterstellung kultureller Eindeutigkeit, Reinheit und Hermetik hat noch immer ihre Anhängerschaft und das – in bestimmten Szenen fast schon inflationäre – Reden von hybriden Identitäten und Kulturen hat nicht gerade den Erkenntnisprozess universalisiert.

Das Buch von Kerstin Hein liefert einen wichtigen Beitrag zur begrifflich und empirisch gehaltvollen Klärung in einem Forschungsfeld, das durch einen Überhang an „Begriffsgeklimper“ ausgezeichnet ist. Dieses Buch beschäftigt sich mit den Identitätskonstruktionen von jungen Erwachsenen in Chile, die sich im deutsch-chilenischen Raum bewegen und sich in ihrem Selbstverständnis zwischen unterschiedlichen nationalkulturellen Kontexten positionieren. Eine bedeutsame deutschstämmige Minderheit in Chile hat zu einer Hybridisierung der chilenischen Kultur geführt und das wiederum schafft einen Kontext für die Herausbildung hybrider kultureller Identitäten. Aber wie vollzieht sich das und wie kann es gelingen?

Dieser Bezug auf „Raum und Ort“ ist deshalb so bedeutsam, weil die Autorin eine lateinamerikanische Perspektive einnimmt und die Positionierungsröchen der von ihr befragten jungen Deutsch-Chilenen durch eine chilenische Kontextualisierung begrifflich zu machen versucht. Durch diese Kontextualisierung bekommt auch der Blick auf die Bedeutung sozialer und kultureller Machtverhältnisse eine besondere Relevanz. Die „postkoloniale“ Analyse hybrider Identitäten hatte fast ausschließlich die Situation von benachteiligten Minderheiten im Blick. Bei den Mitgliedern der deutsch-chilenischen Gemeinschaft handelt es sich aber um eine Minderheit mit einer positiven Diskriminierung.

Im ersten Teil wird eine theoretische Basis für die empirische Studie geschaffen, die im Zentrum des vorgelegten Buches steht. Der Autorin ist es nicht nur ein Anliegen, ihren eigenen Ansatz in der theoretischen Landschaft zur Erforschung kultureller Identitäten zu verorten. Es geht ihr auch darum, den in Europa nur in vagen Umrissen wahrgenommenen Kontinent Lateinameri-

ka und insbesondere die Situation der deutsch-chilenischen Teilgesellschaft aus einer stereotypisierten Wahrnehmung zu „befreien“, um damit einen Kontext für die Auswertung der durchgeführten Interviews zu erzeugen.

Zuerst führt Kerstin Hein ihre LeserInnen in hochkompetenter und zugleich sehr verständlicher Weise durch die Diskursarenen des Postmodernismus, des Postkolonialismus der Identitäts- und der Migrationsforschung. Gerade in diesem Teil bewährt sich ihre unaufgeregte und um begriffliche Klarheit bemühte Arbeitsweise. So gewinnen Begriffe, auf die sie im Weiteren baut, die nötige Präzision. Das gilt natürlich vornehmlich für das Konzept der hybriden Identität. In den abgehandelten Diskursen bin ich selbst zu Hause und kann es wertschätzen, was Kerstin Hein hier an Klärungen erreicht hat. Bei der Einführung des lateinamerikanischen Forschungskontextes bin ich ausschließlich Lernender und kann es umso mehr würdigen, wie gut es der Autorin gelingt, Informationen kompakt zu bündeln und als Verständnisfolie nachvollziehbar zu machen. So wird Lateinamerika als historisch gewachsene Hybridkultur eingeführt, in der kulturelle Bewegungen wie der „Indigenismo“, der „Hispanismo“ oder der „Mestizaje“ verschiedene Strömungen in diesem komplexen kulturellen Gebilde betonen. Sie bilden ein spezifisches Gefüge von Überlappungen, Aufschichtungen, Widerständigkeiten und Anpassungen, die einem simplifizierenden Kulturverständnis überhaupt nicht zugänglich sein können. Von Bedeutung ist auch die besondere Form von Modernisierung, von der Lateinamerika geprägt wurde (die Rede ist von „peripherer Modernität“).

Die Darstellung der besonderen Konstellation Lateinamerikas bildet für Kerstin Hein die Folie für die Charakterisierung des deutsch-chilenischen Raums, der noch einmal eine spezielle Form der kulturellen Hybridisierung repräsentiert. Das häufig simplifizierte Bild, das aus dem europäischen Abstand konstruiert wird, wird gründlich dekonstruiert. Es gelingt der Autorin in überzeugender Weise durch eine historische Rekonstruktion der deutschen Einwanderungswellen nach Chile ein differenziertes Bild zu zeichnen und zugleich den besonderen positiven Status der deutsch-chilenischen Teilgesellschaft herauszuarbeiten.

In ihren empirischen Kapiteln führt die Autorin ihre LeserInnen durch ein Panorama großer empirischer Varianz, das aber durch achtsame Nähe zu den befragten Personen und durch eine sinnvolle Kategorienbildung nie zu einer nicht mehr nachvollziehbaren Unübersichtlichkeit wird. LeserInnen werden in den kategorialen Arbeitsprozess von Kerstin Hein einbezogen. Sie können Anteil nehmen an den Begründungen, die für die Bildung spezifischer Subgruppen angeboten werden. Aus der differenzierten Vielfalt der vorgelegten Befunde sind für mich folgende Aspekte besonders herauszuheben:

- 1) Auf der Basis der Kolonialgeschichte Amerikas gibt es für die Befragten die Möglichkeit, sich in diesem „kolonialen Diskurs“ zu positionieren und sich aus den Kombinationsmöglichkeiten, die die Stereotypen über Deutsche und Chilenen bieten, eine eigene kulturelle Identität zu konstruieren.

Das macht die dynamische Valenz der beschriebenen Zugehörigkeitsdiskurse aus.

- 2) Die so häufig noch immer formulierte These vom Kulturkonflikt für Menschen, die sich zu mehr als einer Kultur zugehörig fühlen, ließ sich nicht bestätigen. In dem Möglichkeitsraum, der sich durch die multiplen Kollektivbezüge eröffnet, entsteht die Chance zu einer selbstbestimmten „kulturellen Navigation“.
- 3) Bei der innerchilenischen Selbstpositionierung ermöglicht der Bezug zu Deutschland eine Differenzmarkierung, die zu einer „positiven Diskriminierung“ führt; die Schattenseite davon ist eine Fremddifferenzierung, die trotz gehobenem Status auch soziale Ausgrenzungserfahrungen bedingt. Die „feinen Unterschiede“ oder „Distinktionsgewinne“, auf die uns Bourdieu mit seinen Analysen hinweist, spielen offensichtlich eine große, wenn auch ambivalente Rolle.
- 4) Für die Erfahrung und Nutzung von Differenzenerfahrungen hat es eine erhebliche Bedeutung, ob man „nur“ in Chile eine biculturelle Sozialisation erfahren hat, oder man reale Migrationserfahrungen zwischen Chile und Deutschland machen konnte. Wenn diese Migration auch noch eher Exilcharakter hatte, kommen noch weitere Positionierungseffekte hinzu. Die „kulturelle Navigation“ arbeitet sich nicht an imaginären Differenzen ab, sondern an realen Alltagserfahrungen. Dabei wird auch die Frage nach dem zukünftigen Lebensort bearbeitet und zwar in dem Spannungsfeld von anwesenden und abwesenden Orten.
- 5) Ein besonderes Interesse zieht in Deutschland die Frage nach der „Beheimatung“ auf sich, jedenfalls dann, wenn sie nicht eindeutig in Raum-Zeit-Kategorien untergebracht werden kann. Die befragten Deutsch-Chilenen entziehen sich diesem Eindeutigkeitszwang, ohne erkennbare Leidenserfahrungen. Durch den wiederholten Ortswechsel entsteht eine Dialektik von Bindung und Entbindung, die zu einer hohen Flexibilität und Mobilität in diesem transnationalen deutsch-chilenischen Raum beitragen („mobiles Zuhause“).
- 6) Auch wenn Kerstin Hein mit guten theoretischen und empirisch begründeten Argumenten die Kulturkonflikttheorie dekonstruiert, sieht sie durchaus Belastungsmomente vor allem bei realen Migrationserfahrungen. So stellt sie fest: „Die Auseinandersetzung mit kultureller Differenz erzeugt Stress“ (S. 400), aber es sind kulturelle und soziale Erfahrungen, die auf Grund institutioneller Unterschiede die Erfahrung nicht mehr gegebener Selbstverständlichkeiten bedingen, für die Umgangsmuster oft erst mühsam erworben werden müssen.
- 7) Abschließend unternimmt Kerstin Hein noch einmal den Versuch, eine Systematisierung und Präzisierung des Konzepts der Hybridität vorzunehmen und dabei insbesondere das Konzept von „hybriden kulturellen Identitäten“ zu klären. Zunächst einmal führt sie die sinnvollen Unterscheidungen von Hybridität auf der diskursiven Ebene, als Umgang mit kulturellen Differenzen und geografischen Distanzen und als ambivalente Zugehörig-

keit. Und es fällt der Satz „Hybride Identitäten sind kulturelle Identitäten im Übergang“, der an das Konzept der „transversalen Identität“ erinnert, das Wolfgang Welsch vorgeschlagen hat als typisches Merkmal postmoderner Identitäten, die nicht von der Unterstellung stabiler Kernidentitäten ausgeht. Auch die Abschlussbemerkung, dass der Hybridität nicht etwas politisch Widerständiges inhärent wäre, finde ich angesichts mancher Überfrachtungen des Konzepts, ernüchternd hilfreich.

Mit ihrem Buch hat Kerstin Hein ein reiches Angebot zur theoretischen Reflexion, an wichtigen Wissensbeständen und an differenzierter Empirie unterbreitet. Und sie hat dieses Angebot in einer bewundernswert systematischen Form unterbreitet und mit einem hohen Surplus an LeserInnenführung. Man verliert sich nie in den unübersichtlichen Weiten spezifischer Diskurse.

München, im Februar 2006

Heiner Keupp